

Weshalb wir das biologische Geschlecht ernst nehmen sollten

Von Martina Meier

Einleitung

In den letzten 15 Jahren hat sich die Diskussion um Geschlechter stark verändert. Die heutigen Ansätze sind von einer Missachtung des menschlichen Körpers gekennzeichnet. War ich noch 2010 der Meinung, dass sich die akademisch geprägte Debatte um „gender“ mangels Bodenhaftung selber in Luft auflösen würde, sehe ich heute, dass dies nicht der Fall ist, und sich alle Engagierten sehr ernsthaft bemühen müssen, wieder fruchtbaren Boden zu finden.

Ich möchte zu den Fragen rund um die Geschlechtlichkeit des Menschen sowohl als Biologin Stellung beziehen als auch als linke Feministin und Engagierte in Sachen Nachhaltigkeit.

„Sex“ and „Gender“

In den 1980er Jahren wurde es üblich, zwischen dem „biologischen“ und dem „sozialen Geschlecht“ eines Menschen zu unterscheiden. Mit dem biologischen Geschlecht („sex“) war der Körper /die Anatomie gemeint, mit dem sozialen Geschlecht („gender“), bezeichnete man die Geschlechterrolle bzw. das, was Männern und Frauen kulturell zugeschrieben wurde. Die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ wurde von vielen TheoretikerInnen und Aktiven begrüsst, denn sie erlaubte, Vorurteile über Frauen- und Männerrollen sowie die daraus abgeleiteten Ungerechtigkeiten, z.B. in der Arbeitsteilung und beim Lohn, zu entlarven.

Bis in die 1970er Jahre gab es die verbreitete (und von den Herrschenden ausgenützte) Ansicht, Frauen seien von Natur aus für Haushalt und Kinder bestimmt. Deshalb vermuteten Gleichstellungsfeministinnen gleich einen sogenannten „Biologismus“, wenn sich die Diskussion um Unterschiede zwischen Männern und Frauen drehte. Biologismus ist eine Ideologie, nach der alles Gesellschaftliche auf angeborene Fähigkeiten zurückgeführt wird. Biologistische Ansichten sind seit der Zunahme ideologiekritischer WissenschaftlerInnen stark zurückgegangen. So behauptet heute kaum mehr jemand, dass Frauen von Natur aus geeigneter seien, den Einkauf und die Küche zu besorgen.

Die zweite Frauenbewegung in Nordamerika und in Europa

Die Diskussion um die Diskriminierung von Frauen aufgrund ihres biologischen Geschlechts hat eine grosse Bedeutung. Man kann zeigen, dass in sehr vielen Regionen der Welt Männer Frauen systematisch mit Gewalt bedrohen, ihre reproduktiven Rechte beschneiden und Frauen von wichtigen gesellschaftlichen Funktionen ausschliessen. In Nordamerika und Europa machte die sogenannte zweite Frauenbewegung Ende der 1960er Jahre insbesondere das Recht der Frauen auf Abtreibung und die selbstbestimmte Mutterschaft zum Thema. Die Bewegungen der Frauen wurden so breit, dass sich die Herrschenden damit befassen mussten. In einigen Ländern, so auch der Schweiz, wurden längst überfällige Reformen realisiert.

Die internationale Frauenbewegung

An der ersten UN-Weltfrauenkonferenz 1975 in Mexiko-Stadt wurde deutlich, wie verschieden die Lebensverhältnisse der Frauen auf den verschiedenen Kontinenten aussahen, und wie leicht Regierungsmitglieder die Schlussdeklaration beeinflussen konnten (so wurde z.B. auf Antrag einiger Staaten Zionismus mit Rassismus gleichgesetzt, der Begriff Sexismus kam jedoch nicht vor).

Für die internationale Frauenbewegung war es also von Anfang an eine grosse Belastung, dass Herrschende den Diskurs mitbestimmten (um ganz andere als Fraueninteressen zu fördern), und dass es noch keine demokratisch organisierte Kommunikation zwischen Frauen aus unterschiedlichen Kontinenten, Kulturen und sozialen Schichten gab. Dies änderte sich erst ab den 1980er Jahren.

Von Anfang an war es so, dass – je nach Land, aus dem eine Delegierte kam – unterschiedliche Themenkreise wichtig waren: in kriegsversehrten Ländern waren der Schutz vor Gewalt und die Überwindung des Krieges besonders wichtig, in anderen Gegenden ging es hauptsächlich um den Zugang der Frauen zu Verhütungsmitteln, in wieder anderen um gleiche Bildungschancen für Frauen. Wir praktizierten an den internationalen Frauenkonferenzen also in gewisser Weise den Ansatz der Differenz, betonten jedoch stets die gemeinsamen Interessen, die wir zusammen verteidigen wollten.

Frauenanliegen, Systemkritik und Ökologie

Zu den folgenden UNO-Frauenkonferenzen und weiteren internationalen Zusammenkünften wurden auch Nichtregierungsorganisationen eingeladen, was den Einfluss von Regierungen zurückband und die basisdemokratische Meinungsbildung förderte. Die wahrscheinlich grössten Erfolge für die Sache der Frauen wurden am **Umweltgipfel in Rio de Janeiro 1992** sowie **an der 4. UN-Weltfrauenkonferenz in Peking 1995** erzielt. Für diese Konferenzen engagierten sich neben nationalen Behörden auch zahlreiche NGOs.

Tausende von Frauen erarbeiteten in Tausenden von Arbeitsstunden Forderungen, die die Welt verändern sollten: politische und rechtliche Gleichstellung der Geschlechter, gleiche Bildungschancen für Frauen, Anerkennung des Rechts auf einen Schwangerschaftsabbruch, Zugang zu Verhütungsmitteln, Etablierung einer gerechteren Entwicklungspolitik sowie Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung ohne Ausbeutung von Mensch und Natur.

Auch die Friedens- und Ökologiebewegung bezog Geschlechterfragen mit ein. Alle sozialen Bewegungen versuchten die Zusammenhänge zwischen der aktuellen Weltwirtschaftsordnung und den Kriegen in der Welt zu verstehen. Ebenso wurde nach Gründen gesucht, weshalb die Industrieländer ihre natürlichen Ressourcen derart übernutzten. In diesen bewegten Jahren wurde enorm viel wissenschaftlich erforscht und die Hinweise, dass es Zusammenhänge gab zwischen Geschlechterrollen und gewalttätigen, naturfeindlichen oder ausbeuterischen Strukturen, verdichteten sich. Dass wir immer wieder auf die patriarchalisch definierten Geschlechterrollen zu sprechen kamen, war auf diesen Konferenzen sehr hilfreich. Dies erlaubte uns, aktuelle Phänomene als veränderlich zu begreifen: Männer waren nicht von Natur aus gewalttätig oder ungerecht – es waren die Machtverhältnisse und die kulturellen Strukturen, die sie dazu machten. Konsequenterweise nahmen Feministinnen vieler Länder dann auch die Fragen der Geschlechterklischees in ihre Analysen auf, auch die Verfolgung oder Stigmatisierung von lesbischen Frauen war bereits ein Thema. Die Idee jedoch, dass das biologische Geschlecht kulturell bedingt sein sollte, spielte in keiner Frauenbewegung der Welt eine Rolle.

Nachhaltigkeit

In die Diskussion um Nachhaltigkeit konnten wir Anfang der 1990er Jahre endlich die Ergebnisse unabhängiger Wirtschafts- und Sozialforschung einbringen: Es sind in praktisch allen Ländern des Südens die Frauen, die die Ernährung sicherstellen, Frauen leisten mehr Arbeit als Männer und Frauen übernehmen deutlich mehr Verantwortung für Gesundheit und Familienplanung. Aber die arbeitenden Frauen werden bei wirtschaftspolitischen Entscheiden nie gefragt!

Am Umweltgipfel in Rio wurden diese wichtigen Erkenntnisse erstmals international anerkannt: Sie flossen in die Definition nachhaltiger Entwicklung ein. Eine nachhaltige Entwicklung sollte gleichzeitig die ökologischen Grenzen des Planeten, die wirtschaftliche Machbarkeit und die soziale Gerechtigkeit berücksichtigen. Zur sozialen Dimension gehören auch die Geschlechtergerechtigkeit und die Respektierung der Menschenrechte. Endlich anerkannte man die reproduktiven Rechte der Frauen und nahm Abstand von der bisher üblichen „Bevölkerungskontrolle“. Die Bevölkerungspolitik der Nachkriegszeit wurde von den Feministinnen als frauenfeindlich, rassistisch und für die Schonung natürlicher Ressourcen als nutzlos entlarvt.

Die postmoderne Wende

Allerdings gab es Anfang der 1990er Jahre innerhalb der Intellektuellen auch Ansichten wie die von Judith Butler, nämlich, dass die Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ den Feminismus nicht weiterbringe. Für die Dekonstruktion der bisherigen Begriffe lehnte sich Butler an postmoderne Philosophen an und postulierte, es spiele sowohl für die biologische wie für die soziale Komponente des Geschlechts eine Rolle, wie man sie benenne. Die VerfechterInnen der sogenannten Gendertheorie und später der Queertheorie, die sich u.a. auf Judith Butler berufen, fassten in der Folge nicht bloss das soziale, sondern auch das biologische Geschlecht als eine Art kulturelles Konstrukt auf.

Zwar akzeptierten die wichtigsten Vertreterinnen der feministischen Theorie und Praxis den Ansatz Butlers ausdrücklich nicht, dennoch setzte sich diese Art des Denkens durch: An Universitäten, in Menschenrechtsdiskursen, bei vielen Aktivistinnen und Aktivisten. Weshalb wohl?

Die postmodernen Ansätze wurden in einer Zeit formuliert, in der der Kapitalismus in seine heutige, in die sogenannt neoliberale und globalisierte Form, überführt wurde. Diese ideologische Veränderung innerhalb des bestehenden Wirtschaftssystems hatte auch auf das gesellschaftliche Leben grossen Einfluss. Alles wurde privatisiert und liberalisiert, das Individuum überhöht, jeder Gedanke ans Gemeinwohl als altmodisch und ineffizient abgetan.

Die Frauenbewegung erzielte gleichzeitig kleine Erfolge: Viele Menschen versuchten, Frauen nicht mehr abzuwerten. Auch versuchten viele Paare ganz ernsthaft, ihre Liebesbeziehungen partnerschaftlich zu gestalten. Es gab auch mehr Frauen in hohen politischen Ämtern. Verbände halfen, Lohnklagen durchzuziehen, um die schlechtere Bezahlung von Frauen zu bekämpfen.

Dass an den Universitäten, wo ja Frauen als Dozierende stark in der Minderheit waren, dann ausgerechnet die Verfechterinnen von Judith Butlers Ansatz als Professorinnen gewählt wurden, ist auf den ersten Blick nicht nachvollziehbar. Macht man sich damit vertraut, welchen Teilen der Gesellschaft die Gendertheorie nützt, kommt man schon eher darauf, was da eigentlich passiert ist. Bevor ich diese politischen Zusammenhänge weiterverfolge, möchte ich nun einige biologische Grundlagen ausführlich darstellen.

Das biologische Geschlecht ist ein Ergebnis der Evolution

Das biologische Geschlecht ist aus wissenschaftlicher Sicht eindeutig keine „kulturelle Konstruktion“; es ist ein Ergebnis der Evolution. Jede Lebensform, ob einzellig oder vielzellig, ob zwittrig oder in zwei Geschlechtern existierend, passte sich ihrer Umgebung an. Bei sehr vielen Lebewesen, darunter bei den meisten Wirbeltieren, ist das Vorkommen von Weibchen und Männchen die Regel. Daraus meinten gewisse BeobachterInnen ableiten zu können, dass es allgemeingültige „weibliche“ und „männliche“ Prinzipien gebe. Alle Fortpflanzungsformen sowie Verhaltensweisen im Zusammenhang mit der Fortpflanzung lassen sich jedoch nur im Zusammenhang mit dem Lebensraum und der Evolutionsgeschichte eines Lebewesens richtig einordnen. Insofern gibt es weder ein universell weibliches noch ein universell männliches Verhalten, das über alle Tiere hinweg als Prinzip gelten würde. Feministische Wissenschaftlerinnen haben sehr früh auf diese Vorurteile innerhalb der zoologischen Forschung hingewiesen. Auch die Philosophie, die Psychologie und die Soziologie wurden einer entsprechenden Kritik unterzogen.

Die sogenannten „Geschlechterrollen“ aus der Sicht der Biologie

Im Zusammenhang mit der Bedeutung der Biologie für den Menschen gibt es – wie nicht anders zu erwarten ist - auch wissenschaftlich überholte oder durch bestimmte Ideologien verzerrte Darstellungen.

So schrieb der einflussreiche Verhaltensforscher I. Eibl-Eibesfeldt, dass Menschen von Natur aus in Kleinfamilien lebten und die Geschlechterrollen stammesgeschichtlich fixiert seien. Zu einer allfälligen biologischen Dimension von menschlichen Geschlechterrollen nehme ich später noch Stellung. Auch Feministinnen behaupteten zum Teil Falsches: Zum Beispiel, das weibliche Prinzip sei das stärkere, weil das X-Chromosom viel grösser sei als das Y-Chromosom – und dies gelte für alle

Organismen. Die Autorin dieser Schrift hatte einfach falsch recherchiert: Bei Fischen, Reptilien und Vögeln gibt es z.B. kein Y-Chromosom und die biologischen Geschlechter kommen bei diesen Tiergruppen nicht durch die Kombination von XX bzw. XY zustande.

Verhaltensökologie

Was kann man nun von der Verhaltensökologie her (dem modernsten Teil der Evolutionsbiologie) zum biologischen Geschlecht und zu den biologischen Geschlechterrollen sagen?

Jede Tierart kennt ein arttypisches Fortpflanzungssystem (mit dem dazugehörigen Paarungssystem und Brutpflegeverhalten). Je nach Umwelt und je nach evolutionärer Vorgeschichte einer Art kann es dann zu Unterschieden in Aussehen und Verhalten, dem sogenannten Geschlechtsdimorphismus kommen. Bei Wirbeltieren, insbesondere bei Vögeln und Säugetieren, sind sehr viele Arten gut erforscht. Weil Menschen Säugetiere sind, werde ich besonders auf diese Tiergruppe zu sprechen kommen.

Für die Etablierung eines Paarungs- und Fortpflanzungssystems ist letztlich die Ökonomie, in der eine Art in den letzten Jahrzehnten oder Jahrhunderten lebte, entscheidend. Die in der Ökonomie vorhandenen Selektionsfaktoren (Nahrungsverfügbarkeit, Feinddruck, Klima etc.) entscheiden im Lauf der Evolution darüber, welches Geschlecht welche Rolle einnimmt. Die biologischen Geschlechterrollen sind in dem Sinne Anpassungen an eine bestimmte Umwelt. Dabei spielen die anatomischen und physiologischen Grundvoraussetzungen einer Tiergruppe ebenfalls eine Rolle: Vögel legen Eier, höhere Säugetiere besitzen eine Gebärmutter und ernähren ihre Jungen mit Muttermilch. Weil bei Säugetieren anatomische und physiologische Grenzen des väterlichen Beitrags in die Jungenaufzucht existieren (für ein weibliches Säugetier ist die Investition immer deutlich höher), gibt es keine Säugetierart, bei der die Geschlechter exakt gleich aussehen und sich exakt gleich verhalten. Bei Vögeln ist dies in Bezug auf äussere Merkmale und das Engagement im Brutverhalten möglich, da sich der unüberwindliche Geschlechterunterschied nur auf die Produktion der Eier bezieht.

Die Erforschung der Geschlechterrollen im Tierreich war keineswegs einfach und vorurteilsfrei.

Männliche Biologen gingen bis in die 1980er Jahre davon aus, dass weibliches Verhalten stets durch Unterordnung unter das Männchen gekennzeichnet sei. Auch nahmen sie an, dass männliche Tiere immer die grösseren und kräftigeren seien, und demzufolge jedes Sozialsystem dominierten. Dies ist, wie die empirische Forschung zeigt, nicht der Fall.

Primatenforschung

„Gender“ kann ausschliesslich als kulturelle Zuschreibung von Eigenschaften verstanden werden oder aber als etwas, dem sowohl eine biologische Grundlage als auch eine kulturelle Zuschreibung zugrunde liegt. Wer sich nicht von vornherein der Erforschung möglicher biologischer Grundlagen verschliesst, wendet sich mit Vorteil der Primatenforschung zu: Will man eine mögliche biologische Grundlage von Geschlechterrollen beim Menschen finden, muss man sich unbedingt mit den Bonobos und den Gewöhnlichen Schimpansen beschäftigen, denn sie sind unsere nächsten Verwandten.

Körper und Seele gehören zusammen

Nicht nur in der Verhaltensforschung, auch in der Neurobiologie und der Hormonforschung hat es grosse Erkenntnisgewinne gegeben: Man kann heute zeigen, dass Lernvorgänge und Reaktionen auf Hormone beim Menschen nach den gleichen Regeln ablaufen wie bei anderen Säugetieren. Emotionen und Gefühle haben für Menschen eine überragende Bedeutung, und: in dieser Hinsicht gibt es nur graduelle Unterschiede zwischen Menschenaffen und Menschen. In der Neurobiologie hat man nicht nur die Gefühle und Motivationen für das menschliche Denken neu bewertet, man hat auch den Dualismus überwunden: Die Ausbildung der Psyche ist eng verbunden mit körperlichen Vorgängen. Man konnte Umwelteinflüsse, z.B. Gewalterfahrungen, bis auf die Ebene des Zellkerns nachweisen. So gesehen gibt es keine vom Körper unabhängige Seele. Auf der anderen Seite gibt es noch Vieles, was man besser erforschen muss. So ist z.B. unklar, wie sich die sogenannte Geschlechtsidentität ausformt. Das

einfache Modell, wonach einzig die Konzentration der Geschlechtshormone ausschlaggebend sei, musste verworfen werden, weil es viele klinische Fälle gibt, die dieser Hypothese widersprechen. Man muss die Reifung und die Arbeit des Gehirns von mehreren Seiten her weiter erforschen: Von physiologischen Zuständen, neuronaler Aktivität als auch vom Erleben des Individuums her. Dass der Körper (und mit ihm das – möglicherweise nicht eindeutige – biologische Geschlecht) einen Einfluss auf die Geschlechtsidentität hat, ist naheliegend und von naturwissenschaftlicher Seite unbestritten. Zudem muss erforscht werden, inwieweit Rollenbilder und persönliche Vorbilder die Ausbildung der Geschlechtsidentität beeinflussen.

Beim Thema sexuelle Orientierung hat man schon grössere Klarheit: Es scheint, dass die Bedürfnisse nach Nähe früh verknüpft werden können mit sexuellen Gefühlen. So hängt es von der Geschichte eines Menschen ab, ob er sich sexuell auf das eigene, auf beide oder aufs andere Geschlecht orientiert.

Die Festlegung des biologischen Geschlechts beim Menschen

Die Festlegung des biologischen Geschlechts kann unterschiedlich organisiert sein: So entwickelt sich ein Vogel mit zwei verschiedenen Geschlechtschromosomen (XZ) zu einem Weibchen, einer mit zwei gleichen Geschlechtschromosomen (XX) zu einem Männchen. Bei Säugetieren ist das biologische Geschlecht genetisch, chromosomal und hormonell festgelegt. Trägt ein Individuum Zellen mit einem X und einem Y-Chromosom, dann entwickelt es Hoden und wird zum Männchen, trägt es Zellen mit XX, wird es zum Weibchen, bildet Eierstöcke aus und kann in seiner Gebärmutter Jungtiere austragen. Auf dem viel kleineren Y-Chromosom, das sich im Lauf der Evolution aus einem X-förmigen Chromosom entwickelt hat, befinden sich einige sehr wichtige Gene, die ausschliesslich für den Aufbau eines männlichen Körpers und für die Produktion des männlichen Geschlechtshormons Testosteron zuständig sind. Auf dem X-Chromosom dagegen befinden sich ausser den Erbinformationen für die Ausbildung des weiblichen Körpers und der weiblichen Geschlechtshormone auch noch viele andere, nicht geschlechtsspezifische Gene. Wie bei allen Genen spielt auch bei geschlechtsspezifischen Genen eine grosse Rolle, wie die Genregulation organisiert ist. Eine Mutation auf einem Regulatorgen kann grosse Auswirkungen haben; ebenso ein mit der Nahrung aufgenommener Stoff, der mit den Faktoren, die Gene regulieren, interagiert.

Die Steuerung der Entwicklung und somit auch der Ausbildung des biologischen Geschlechts ist bei vielen Tieren und auch beim Menschen sehr komplex: Hormone des Muttertieres, Stoffwechselprodukte und andere Umgebungsfaktoren beeinflussen schon die Entwicklung des Embryos. Später kann es ebenfalls noch sensible Phasen geben, in denen Umgebungsfaktoren wirken können.

Bei aller Komplexität: Bisher wurde jedoch noch nie beobachtet, dass die Art, wie ein junger Mensch erzogen wird, das biologische Geschlecht verändert. Empirisch ist also widerlegt, dass kulturelle Zuschreibungen einen direkten Effekt aufs biologische Geschlecht haben.

Geschlechtervarianten beim Menschen

Das biologische Geschlecht beim Menschen wird letztlich morphologisch und anatomisch definiert, auch wenn die körperlichen Merkmale natürlich von genetischen und chromosomalen Voraussetzungen abhängig sind. Menschen, deren Körper bei der Geburt oder später Abweichungen aufweist, wurden früher als Intersexuelle bezeichnet. Heute spricht man medizinisch meist von Personen mit Störungen in ihrer Geschlechtsentwicklung (Disorders of sex development DSD). Diese Störungen können durch viele verschiedene Faktoren bedingt sein: Durch genetische, zellbiologische, chromosomale und /oder hormonelle Ursachen. Viele Personen mit DSD sind unfruchtbar. Die Forschung zu dieser Frage hat viel Erstaunliches zu Tage gefördert: Es scheint z.B. relativ viele Frauen zu geben, die neben den für sie typischen XX-Zellen auch einzelne XY-Zellen besitzen und dasselbe bei Männern (neben XY-Zellen kommen auch XX-Zellen vor). Je nachdem, in welchen Geweben die Zellen des anderen Geschlechts vorkommen und je nachdem, welche Gene abgelesen werden, kann dies einen spürbaren Einfluss auf das betroffene Individuum haben oder völlig unbemerkt bleiben.

Auch wenn wir heute sehr viel mehr Betroffene kennen, bleibt doch festzuhalten, dass die Zahl der Menschen mit DSD im Verhältnis sehr klein ist.

Geschlechtsidentität

Der englische Ausdruck „gender“ kann auch für die Bezeichnung der Geschlechtsidentität verwendet werden. Unter der geschlechtlichen Identität wird die Selbstwahrnehmung und Identifizierung mit einem biologischen Geschlecht verstanden. Die Frage nach Geschlechtsidentität ist kompliziert, weil es mehrere Definitionen und mehrere Perspektiven darauf gibt. Ich wende mich zuerst dem Fall zu, dass eine Person, die mit einer Geschlechtervariante geboren wurde, sich im Lauf ihres Lebens nicht klar als Frau oder Mann empfinden kann (nicht-binäre Identität oder geschlechtslose Identität) oder eine andere Identität ausbildet, als vom körperlichen Status her erwartet (Transidentität). Betroffene berichten, sie könnten das, was als weiblich oder männlich gelte, nicht oder nicht stabil empfinden (nicht-binäre Personen) oder fühlten sich dem anderen biologischen Geschlecht zugehörig (Transpersonen). Man kennt noch nicht alle Faktoren, die die Geschlechtsidentität bestimmen. Man beobachtet aber, dass die allermeisten Menschen eine mit ihrem biologischen Geschlecht übereinstimmende Geschlechtsidentität haben. Auch Menschen, die homosexuelle Beziehungen bevorzugen, haben in der Regel kein Problem, sich mit dem eigenen Geschlecht zu identifizieren.

Die Queerbewegung postuliert, es gebe viele verschiedene Geschlechter, weil es viele verschiedene Geschlechtsidentitäten gebe. Diese Analyse ist falsch, denn Geschlechtsidentität ist nicht gleich biologisches Geschlecht und auch nicht gleich Geschlechterrolle. Nur für Geschlechterrollen kann man sagen, dass eine beliebige Vielfalt existiert und dass jedes Individuum auch frei wählen kann, welche kulturellen Erwartungen und Rollenbilder es wie miteinander kombinieren möchte. Für die Wahl der Geschlechtsidentität, die sexuelle Orientierung und erst recht für das biologische Geschlecht gibt es diese Freiheit nicht.

Weshalb denn das Bestreben, den freien Eintrag des Geschlechts im Personenstandsregister zu erreichen, wie dies inzwischen (seit 01.01.2022) möglich ist? Ich denke, das hat sehr viel mit Medizingeschichte und mangelnder Akzeptanz von Menschen mit Geschlechtsvariante zu tun.

Eingriffe, die die Grundrechte verletzen

Viele Menschen mit uneindeutiger Geschlechtsentwicklung haben bis vor kurzer Zeit ethisch nicht verantwortbare Eingriffe in ihre körperliche Integrität erfahren, weil es in Medizin und Psychologie die Vorstellung gab, man müsse diesen Menschen durch Operationen bereits im frühen Kindesalter helfen. Diese Vorstellung ging davon aus, dass Menschen mit abweichenden körperlichen Merkmalen grundsätzlich kein glückliches Leben führen könnten.

Zu Recht weist man vehement auf diese Menschenrechtsverletzungen hin, die im Namen der Medizin begangen wurden. Es ist auch richtig, dass man sich ausführlich damit beschäftigt, wie man die Rechte Betroffener wirksam schützen kann.

„Unwohlsein im eigenen Körper“ und Geschlechtsinkongruenz

Neben Personen, die eine angeborene Geschlechtsentwicklungsstörung aufweisen, gibt es auch Menschen, die einen normal ausgebildeten männlichen oder weiblichen Körper haben und angeben, sich mit ihrem Körper und/oder dem eigenen biologischen Geschlecht nicht identifizieren zu können. Bei diesem Phänomen, das in den letzten 15 Jahren stark zugenommen hat, spricht man von Geschlechtsinkongruenz.

Es wäre sinnvoll, die Suche nach möglichen Ursachen für Geschlechtsinkongruenz zu verstärken und auch der Frage nachzugehen, weshalb dieses Phänomen in den letzten Jahren um ein Vielfaches zugenommen hat. Es ist möglich, dass psychologische Erklärungen mithelfen, das Rätsel zu lösen, genauso ist es denkbar, dass neue Erkenntnisse in Biochemie und Genetik hilfreich sein werden.

Sexuelle Orientierung

Nach allem, was wir heute empirisch feststellen können, ist die sexuelle Orientierung mehr oder weniger unabhängig von der Geschlechtsidentität.

Die Faktoren für die Ausbildung der sexuellen Orientierung sind erst unvollständig bekannt. Vermutet wird, dass es eine sensible Phase in der Zeit vor und eine während der Pubertät gibt, in der eine Art Prägung auf ein Geschlecht stattfinden kann. Sicher ist, dass die Geschichte der emotionalen Entwicklung bzw. das Verhältnis eines jungen Menschen zu Familienmitgliedern und Bezugspersonen eine grosse Rolle spielt.

Bis etwa in die 1970er Jahre wurde Homosexualität in westlichen Ländern als Störung oder Krankheit betrachtet. Dank der amerikanischen Psychologin Evelyn Hooker, die nachwies, dass sich homo- und heterosexuelle Männer in ihrer psychischen Gesundheit nicht unterscheiden sowie dank der Lesben- und Schwulenorganisationen wird dies heute anders gesehen. Aber bis heute werden homo- und bise sexuelle Menschen in vielen Ländern der Welt verachtet oder sogar verfolgt.

Geschlechterrollen in unterschiedlichen Kulturen

Die Transgenderbewegung spricht von der Existenz eines dritten Geschlechts bzw. von der Existenz vieler Geschlechter. Dabei wird oft auf spezielle Geschlechterrollen und rechtliche Praktiken in anderen Kulturen verwiesen. Die Ethnologin Susanne Schröter hat sich vertieft damit befasst und ist zu folgendem Schluss gelangt: *„Geschlecht ist eine merkwürdige Kategorie. Es gibt keine Kultur, die sich ihrer nicht bedient, und auch keine, die sie nicht dual konzipiert, die Kinder nicht bereits bei der Geburt entweder dem Männlichen oder dem Weiblichen zuordnen würde.“*

Wie ForscherInnen bereits in den 1980er Jahren beschrieben haben, gibt es eine grosse Vielfalt von weiblichen bzw. männlichen Rollen. Diese Vielfalt existiert sowohl bei der Ausübung von Arbeiten als auch bei der Art, wie Verwandtschaft definiert und die Rolle von sexuellen Beziehungen gesehen wird. Es gibt sehr unterschiedliche Partnerschafts- und Ehesysteme. Es gibt auch verschiedene Gesellschaften mit religiös oder anders begründetem Geschlechtsrollenwechsel. Homosexualität kann akzeptiert sein oder aber tabuisiert und verfolgt. Es gibt zudem Gesellschaften, die keine patriarchalische Ordnung ausgebildet haben, die höchstens eine Hierarchie nach Alter kennen, jedoch keine zwischen Männern und Frauen. Die menschlichen Gesellschaften zeigen tatsächlich eine ungeheure Vielfalt. Aber überall sind „Frau“ und „Mann“ kulturelle Kategorien, deren Verankerung in der Natur gesehen wird.

VertreterInnen der Gendertheorie gehen wie Judith Butler davon aus, dass die Zweigeschlechtlichkeit eine Vorstellung sei, die man sprengen müsse, deshalb haben sie auch Begriffe wie „Heteronormativität“ und „binäres System“ in die Diskussion gebracht. Sie argumentieren damit, dass Geschlechterstereotypen kulturell bedingt immer bloss zwei Möglichkeiten sähen und ein Individuum dadurch eingengt, in ein „heteronormatives System“ bzw. „binäres System“ gezwungen werde. Das Verhältnis der Geschlechter sei stets als ein hierarchisches konstruiert, und nur wenn man die Heteronormativität aufbreche, sei eine Befreiung möglich. Diese Analyse verkennt jedoch, dass es Heterosexualität längst vor der Etablierung patriarchaler Herrschaftsverhältnisse gab. Auch hat die Tatsache, dass es männliche bzw. weibliche Geschlechtsidentität gibt, noch gar nichts mit Hierarchien zu tun hat. Meines Erachtens verkennen Judith Butler und normierungskritische Feministinnen wie Patricia Purtschert nicht nur biologische Tatsachen, sondern ignorieren auch alles, was die vergleichende Ethnologie erforscht hat. Es ist ohne weiteres möglich, herrschende Vorstellungen von Geschlechterrollen, Sexualität, Familie, Ehe etc. in Frage stellen, ohne dass man annehmen muss, es gebe mehr als zwei biologische Geschlechter!

Die Postmoderne und ihr Verhältnis zur Wissenschaft

Bei der Lektüre verschiedener Vorschläge zur Aufhebung der Diskriminierung von Transpersonen und Nicht-Binären ist mir aufgefallen, dass auch amtliche Stellen und Universitäten Dinge publizieren, die wissenschaftlich nicht haltbar sind:

Auf dem Genderportal der Universität Duisburg wird eine Einführung in die Gender Studies gegeben. Dabei werden Begriffe, wie sie in sozialen Bewegungen definiert wurden, als aktueller Stand der Wissenschaften ausgegeben. Folgende Aussage zum Beispiel ist schlicht falsch: *„Biologische "Tatbestände" sind Produkte kultureller Deutungen und auch Bewertungen.“*

Unklare Begrifflichkeit

Ich bin schon Leuten begegnet, die brauchen das Wort „sex“ für das biologische Geschlecht nicht mehr, weil sie der Ansicht sind, alles sei sozial geformt, also sei der korrekte Ausdruck „gender“. Schon allein daran wird klar, dass an der ganzen Diskussion einiges schief läuft. Wenn man sex und gender nicht mehr auseinanderhält, wird gender zum Begriff, der letztlich beliebig verwendet wird. Die Beliebigkeit von Definitionen bzw. deren Auslegung nach Gutdünken oder subjektiver Befindlichkeit ist das Gegenteil dessen, was in einer aufgeklärten Gesellschaft angestrebt werden sollte. Mit Definitionen soll ja ermöglicht werden, dass ein Gegenüber nachvollziehen kann, was gemeint ist. Auch soll man dazu Stellung beziehen können, was wiederum intersubjektiv nachvollziehbar sein muss. Definitionen dienen in der Wissenschaft und in der Rechtsprechung stets der möglichst genauen Abbildung von objektiven Tatsachen oder intersubjektiv Nachvollziehbarem. Wer im Namen der Philosophie oder Wissenschaft Begriffe willkürlich verwendet, verunmöglicht eine sachliche Auseinandersetzung mit dem adressierten Gegenstand.

Ich vermute, dass postmoderne Strömungen mitverantwortlich sind dafür, dass jede/r nach Gutdünken Definitionen schafft. Ein solcher Umgang mit Wissenschaft kann fatale Folgen haben: nicht nur für die Wissenschaft selbst, sondern auch für das Projekt der Gerechtigkeit.

Mögliche politische Folgen für die Sache der Frauen

Die ökonomische und rechtliche Gleichstellung der Frauen weltweit funktioniert nur, wenn Frauen eine politische bzw. soziale Kategorie bleiben. Die Frauenbewegung hatte in den 1980er Jahren erfolgreich Daten gesammelt und analysiert, die zeigen, wie systematisch Frauen in der bestehenden Weltwirtschaft benachteiligt werden: Damals war es noch ein Thema, dass Frauen weltweit 2/3 aller Arbeiten (unbezahlt und bezahlt) verrichten, jedoch bloss etwa 1/10 der Einkommen erhalten und nur ca. 1/100 der Vermögenswerte besitzen.

Zwar wurden in vielen Ländern Daten zur Lohnungleichheit erhoben und zuweilen sogar ernsthaft politisch diskutiert: Verändert hat sich jedoch wenig – vermutlich, weil es sich bei diesen Ungleichheiten um systemimmanente Probleme handelt: Die neoliberale Wirtschaftsideologie geht davon aus, dass alles vom Markt geregelt wird. Würden sich die Frauen etwas rarer machen, würden sie schon mehr nachgefragt und dann auch besser bezahlt... Hatten Feministinnen im 20. Jahrhundert noch alle Zusammenhänge zwischen Anerkennung, Leistungsstreben, Bewertung von Erwerbsarbeit und Männlichkeit diskutiert, war damals noch ein Thema, dass das **Ganze** reformiert werden müsse, nicht bloss die Frauenrolle, so geben sich viele Feministinnen heute hauptsächlich damit ab, Sprachregelungen vorzuschlagen und sich mit LGBTIQ zu solidarisieren. Damit zeigen sie, dass sie das neoliberale Denken, das jedes Problem privatisiert, verinnerlicht haben.

Geschlechterforschung hätte viel zur Entlarvung patriarchaler Denkmuster zu sagen, mit der aktuellen Fixierung auf „gender“ kann sie diesen Beitrag meines Erachtens jedoch nicht oder nur ungenügend leisten.

Obwohl die AktivistInnen der Queerbewegung auch Frauenrechte verteidigen und selbstverständlich zu Recht immer wieder auf die Einhaltung der Menschenrechte pochen: So wie die Argumente aufgebaut sind, ist es vorprogrammiert, dass sie der Sache der Frauen empfindlich schaden.

Gewalt, Menschenrechtsdiskurs und soziale Kategorien

Beim Thema Gewalt sieht es deprimierend aus: Täglich werden Frauen ausschliesslich aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit umgebracht. Die Femizide haben in Lateinamerika ein absolut erschreckendes Ausmass angenommen und auch in scheinbar friedlichen Ländern wie der Schweiz passieren sie in brutaler Regelmässigkeit. Gerade in diesem Zusammenhang sind die Bemühungen der Trans-Community, die Bezeichnungen Frau und Mann nicht mehr zu verwenden, direkt frauenfeindlich. Denn wenn die Kategorie Frau nicht mehr existiert, kann man die Herrschenden auch nicht mehr dazu verpflichten, die Frauenrechte besser zu schützen. Man muss in den meisten Ländern z.B. immer noch darum kämpfen, dass Morde an Frauen in der Statistik richtig erfasst und als das bezeichnet werden, was sie sind: Femizide. Das System, mit dem wir es zu tun haben, ist von seiner Konstruktion her prinzipiell frauenfeindlich. Alle sprachlichen Versuche, diese Frauenfeindlichkeit zu verschleiern, sind daher abzulehnen.

Wie konnte es soweit kommen?

Dass die theoretische Arbeit der Frauenbewegung praktisch flächendeckend vom Genderansatz überdeckt wurde, hat meines Erachtens viele Gründe. Hier kann ich nur auf einige Punkte verweisen:

1. Der Umbau der marktwirtschaftlichen Systeme in die neoliberale Wirtschaftsordnung steht am Beginn der verhängnisvollen Entwicklung: Alles, was Individuen überschreitet, was Gemeinwohl, Gemeinwohl und gemeinsamen Besitz angeht, wurde von der neoliberalen Schule als nichtexistent erklärt. Der Umbau von Wirtschaft und Verwaltung sowie der politische Diskurs, bei dem es nie um Solidarität, sondern nur um individuelle Rechte ging, bereitete den Boden für einen Bewusstseinswandel in Richtung „Ego“ als Unternehmensform, bei der Selbsterfindung und Selbstdeklaration entscheidende Unterscheidungsmerkmale im globalen Konkurrenzkampf darstellen.
2. Die systemkritischen Kreise trafen mit ihren Vorschlägen auf harten Widerstand der Mächtigen: Nur Änderungen, die das Wirtschaftswachstum, die Dogmen des Marktfundamentalismus und den Finanzkapitalismus nicht in Frage stellten, wurden diskutiert. Die ökologischen und sozialen Bewegungen waren nicht stark genug, um mehr zu erreichen als Zugeständnisse auf der Ebene der Sprache. So redeten ab 1992 fast alle von Nachhaltigkeit, man richtete z.B. moralische Appelle an die Bevölkerung, Energie zu sparen und liess gleichzeitig die Erdölfirmen unangetastet ihre menschen- und naturfeindlichen Praktiken fortsetzen. Dasselbe passierte mit Zugeständnissen im Bereich Gleichstellung von Frau und Mann.
3. Als die Frauenbewegung erste Erfolge feierte (vielerorts wurde das Recht auf Abtreibung durchgesetzt; hie und da mussten Männer auch lernen, Frauen als Vorgesetzte zu akzeptieren), begann ein Teil des Establishments, einen Backlash zu lancieren.
4. Das Aufkommen der Postmoderne, die Zurückdrängung von traditionellen linken Ansätzen (insbesondere nach 1989) traf zusammen mit einer Relativierung von Wissenschaft und einer enormen Zunahme an Studierenden (parallel zur Abwertung der praktischen Arbeit). Der postmoderne Diskurs ist – zusammen mit der veränderten Medienlandschaft – mitverantwortlich für die meines Erachtens ungünstige Entwicklung gesellschaftlicher Diskurse. Das Streben nach Überwindung von Herrschaft (ein Projekt der Moderne), wurde leider praktisch aufgegeben.
5. Wissenschaft und Forschung wurden ab ca. 1995 noch stärker als bisher nach den Interessen der Mächtigen und Reichen gesteuert: Praktisch keine Grundlagenforschung kommt mehr ohne Drittmittel und Sponsoring aus, die Unabhängigkeit der Wissenschaft ist stark in Frage gestellt.
6. Die Technikkritik des 20. Jahrhunderts wurde von der Politik nicht ernst genommen. Hatten die sozialen Bewegungen in den 1990er Jahren noch kleine Erfolge (weltweites Verbot der Keimbahntherapie; Verbot der Eizellenspende in wenigen Ländern, z.B. auch der Schweiz), so müssen wir heute konstatieren, dass die Akzeptanz der „Verbesserung des Menschen durch Technik“

enorm gestiegen ist. Die Hoffnung vieler Feministinnen, dass sich Frauen dieser Entwicklung widersetzen würden, erfüllten sich nicht.

7. Was bei der bezahlten Arbeit begann, die sogenannte Optimierung des Arbeitnehmers hin zu mehr Leistung, wurde von vielen Menschen internalisiert und bestimmte fortan auch die Freizeit, das Privatleben und das Kinderkriegen. Alle Möglichkeiten, sich mit Hilfe von Medikamenten und neuen Technologien fitter zu machen für das stressige Leben, wurden genutzt. Menschen, die bei der Selbstoptimierung nicht mitmachten, waren bei der Jobsuche weniger erfolgreich und wurden als Ewiggestrige belächelt.
8. Trotz des Einsatzes der Frauenbewegung, Frauen mit und Frauen ohne Kinder gleichberechtigt zu sehen, hat sich eine sakrale Vorstellung der Ehe gehalten und paart sich nun mit der Ideologie, Unfruchtbarkeit sei eine Krankheit und alle Individuen hätten ein Recht auf Reproduktionsmedizin bzw. ein Recht auf ein eigenes Kind.

Alle diese Faktoren sind direkt oder indirekt daran beteiligt, dass an Stelle der in den 80er Jahren lancierten Frauenstudien die aus den USA stammenden Gender Studies traten. Denn die von akademisch gebildeten Frauen beeinflusste Frauenbewegung übernahm unkritisch das Konzept des „Gendermainstreamings“. Wollte man zu Beginn durch das „Gendermainstreaming“ in allen Bereichen den Anteil der Frauen sichtbar machen (um mehr Gerechtigkeit herzustellen), so veränderte sich dies gründlich mit der Wahl der ersten Professorinnen im Bereich Gender Studies. Eine Feministin wurde vermutlich nur dann zur Professorin berufen, wenn ihre Forschung für die Mächtigen ungefährlich war. Es ist naheliegend, dass Studiengänge, die mit dem Begriff Gender das weibliche Geschlecht neutralisieren, den Mächtigen weniger gefährlich werden können als Forschungen, die aufdecken, wie frauenfeindlich die Wirtschaftslehre konzipiert ist oder wie frauenfeindlich sich gewisse Techniken auswirken.

Martina Meier, Biologin und Erwachsenenbildnerin

Dies ist die gekürzte und aktualisierte Fassung von „Weshalb wir das biologische Geschlecht ernst nehmen sollten: Ein Beitrag zur Debatte um sex, gender und queer“ vom Dez. 2021 auf der Plattform <http://www.theoriekritik.ch>